Der Mann von Eisen.

Roman aus Ostpreußens Schicksalstagen
von Fritz Skowronnek.

(3. Fortsetzung.)

Er machte eine kurze Handbewegung nach der Mütze, machte sich ab und flog auf seinen Greenberg. Seine Schultern, von denen die weißen Schoßen seit Jahren wiederstehten, hatten ihn respektvoll gegrüßt und ihn Wagen bestiegen. Eben waren die Wagen abgefahren. Einige hundert Schritt hinter dem Bahnhof hatte der Russe Wolf ein und ging auf dem Fußsteig neben ihm. Sein Zorn schien verraucht.

„Herr ... Herr ... wie war doch Ihr Name?"

„Stutterheim", erwiderte Wolf, sich leicht im Sattel verbeugend.

„Herr Stutterheim, darf ich fragen, wie groß das Gut ist, wo ich hinkomme?"

„Ueber vierhundert Morgen mit reinem Körnerbau".

„Körnerbau? Ach so, Sie meinen, es wird nur Getreide gebaut".

„Na, etwas Milchwirtschaft ist auch dabei, die verträgt sich damit. Interessieren Sie sich so dafür?"

Der Russe nickte. „O sehr. Ich bin seit einigen Jahren Landwirt. Vorher war ich allerdings etwas anderes, aber die Verhältnisse werfen manchmal den Menschen aus einem Beruf in den andern."

Wolf nickte zustimmend. „Sie wollen wohl unsere Landwirtschaft kennen lernen?"

„Jawohl, sehr richtig, Herr Stutterheim. Wir wissen, daß Preußen in der Landwirtschaft eine führende Rolle einnimmt, das heißt, solange wir Ihnen das nötige Uebel, die Arbeiter, liefern".

„Ich glaube, Sie verkennen das gegenseitige Verhältnis. Wir nehmen Ihnen die überschüssigen Arbeiter ab, die Rußland nicht ernähren kann, und das Geld, das Ihre Landsleute aus Deutschland nach Hause bringen, trägt viel dazu bei, Ihre Landwirtschaft zu kräftigen".

„Das will ich nicht bestreiten, Herr Gutsbesitzer, aber es ist doch ein Freundschaftsdienst meines Landes, daß es Ihnen die Arbeiter gibt, also nur möglich, wenn Deutschland mit uns gute Freundschaft hält".

Der Gutsbesitzer hatte das Gefühl, als wenn der Russe ihn durch seinen hochfahrenden Ton reizen wollte, und er hatte keine Lust, mit dem Menschen, der ihm vom ersten Augenblick zuwider war, sich über Politik zu streiten. Er kitzelte seinen Gaul etwas mit den Sporen, und Groneberg war so liebenswürdig, sich für einige hundert Meter in einem sanften Trab zu halten. So kam er zehn Minuten früher in Andreaswalde an als Herr Nadrenko. Er stieg ab und ging zum Onkel Brettschneider hinein, der in einer Wolke von Tabakdunst über ein Buch gebeugt saß. Der alte Herr schob seine Brille auf die Stirn und streckte ihm die Hand entgegen. „Du willst dich wieder nach Hanna erkundigen? Es geht besser, Wölflein. Sie hat tüchtig geschwitzt".

„Danke dir für die gute Nachricht, Onkel. Ich will dich nur bitten, daß du deinen russischen Inspektor heute nicht empfängst. ... Ich komme morgen früh her, dann läßt du ihn rufen. Ich erzähle dir nachher, weshalb ich das für sehr wünschenswert halte".

„Selbstverständlich, mein Jungchen. Ich bin dir sehr dankbar, wenn du mir einen guten Rat gibst".

Als sich Herr Nadrenko eine Viertelstunde später melden ließ, erhielt er den Bescheid, der Herr sei nicht zu sprechen, er werde morgen früh, wenn der Herr Zeit habe, gerufen werden.

Der Frühling war mit seinem ganzen Gefolge ins Land gezogen. Die Berge im Walde waren mit blauen Leberblümchen und weißen Anemonen übersät, auf dem Scheunendach stand klappernd der Storch, und aus allen Bäumen und Hecken erklang das Jubellied der kleinen Sänger, die fleißig an ihren Nestern arbeiteten. Ein lauer Wind strich über die Erde, der die Sonne aufreizte und die Körper zu wohliger Müdigkeit erschlaffte.

Singend zogen die russischen Schnitter ins Feld. Aus den häßlichen Raupen waren bunte Schmetterlinge geworden, die sich mit hellfarbenen Miedern und Kopftüchern schmückten. Wie Kohlen glühten die schwarzen Augen in den bräunlichen Gesicht. Nur unten, von den kurzen Röcken abwärts, war noch keine Verschönerung eingetreten, denn die Füße steckten noch in den plumpen Männerstiefeln.

Vierzehn Tage hatte Hanna fest zu Bett gelegen, und ebenso lange dauerte es, bis sie wieder etwas zu Kräften kam, bis sie aus dem Liegestuhl aufstehen und einen kurzen Spaziergang durch den Garten unternehmen konnte. Ihr Gesicht hatte einen anderen Ausdruck bekommen. Es wurde vollständig beherrscht von den dunklen Augen, die das übermütige Lachen verlernt zu haben schienen. Ihre Schönheit hatte dadurch einen neuen, eigenartigen Reiz gewonnen.

Das traurige Ende der schönen Stute, das sie verschuldet hatte, war ihr nahe gegangen. Auch an Wolf mußte sie oft denken. Die Schwestern hatten ihr erzählt, wie er sie retten nach Hause gebracht und sich täglich nach ihrem Befinden erkundigt hätte. Aber seitdem sie aufgestanden war, hatte sie ihn noch nicht gesehen. Nur niederschlagen hatte er sich einige Male nach ihrem Befinden erkundigt.

Hanna war von aller Welt so verwöhnt, daß sie es als eine Vernachlässigung empfand. Sie hatte die vielen Beweise von Wolfs Zuneigung wie etwas Selbstverständliches hingenommen. Nun sträubte sich ihre Eitelkeit gegen den Gedanken, daß er sich von ihr zurückziehen könnte. Vielleicht hatte sie ihn durch ihre übermütigen Worte gekränkt?

Sie war nicht weit von der Wahrheit entfernt. Wolf hatte in der Zeit, wo er Hanna nicht täglich sah, sich in Gedanken viel mit ihr beschäftigt. Schon mehrere Male, wenn er ihr die Möglichkeit einer Verbindung angedeutet hatte, war sie ihm ausgewichen, oder sie hatte auch schon mal gesagt, daß sie nicht auf dem Lande verheiratet sein möchte. Dann hatte er dazu gelacht und es als eine Neckerei aufgenommen. Diesmal waren ihre Worte bei ihm tiefer gegangen. Und damit kam ihm die Empfindung, daß er gar kein Recht hatte, sich so sehr um Hannas Befinden besorgt zu zeigen. Vielleicht, daß seine Zurückhaltung auch sie dazu veranlaßte, ihre Stellung zueinander zu prüfen.

In gewissem Sinne hatte er recht. Denn eines Vormittags, als die Sonne so recht warm schien, machte sich Hanna auf den Weg, um Tante Mathilde in Dalkowen zu besuchen. Eine freudige Kraft war in ihr. Den Ausreißer, den Wolf, wollte sie zur Rede stellen und so lieb und nett zu ihm sein! Frau Stutterheim saß in ihrem Wagen am Fenster ihres Zimmers, von dem aus sie den Hof und alles, was darauf geschah, übersehen konnte. Da sah sie dann auch öfters ihren Sohn, wenn er vom Felde heimkam und nach kurzem Verweilen wieder hinausritt.

Freundlich, wie immer, empfing sie den Besuch und beglückwünschte Hanna zu ihrer Genesung. Mütterlich besorgt strich sie ihr über die Wange, die von ihrer Rundung und frischen Farbe viel eingebüßt hatte. Und ihr Auge empfand, daß von dem Mädel ein neuer Zauber ausging, seitdem sie ernster und still geworden war. Aber schon blitzte es in den dunklen Augen schelmisch auf.

„Weißt du, Tantchen, daß Wolf sich schon seit vierzehn Tagen, so lange, wie ich auf bin, nicht bei uns hat sehen lassen?"

„Mein Kind, er hat zuviel zu tun. Morgens vor Tagesgrauen steht er auf zum Melken und Buttern. Dann reitet er aufs Feld und steht bei den Leuten. Ich sehe ihn nur zu Mittag- und Abendbrot auf eine Viertelstunde. Und bis tief in die Nacht sitzt er über seinen Büchern und schreibt Briefe..."

„Aber Tantchen, das kann doch kein Mensch auf die Dauer aushalten. Was hat er denn von seinem Leben?"

„Arbeit, Hanna, die unseren Lebenszweck ausmacht."

Mit einem Blick, aus dem der alte Uebermut sprühte, sah Hanna zu ihr auf. „Ich habe immer sagen hören, Tantchen: Eine Beschäftigung muß der Mensch haben, aber die darf nicht in Arbeit ausarten."

Frau Stutterheim machte eine abweisende Miene. „Das ist nichts weiter als ein schlechter Scherz, mein Kind. Jeder Mensch muß die Stelle ausfüllen, auf die ihn das Schicksal gestellt hat. Mein Sohn hat eine große und schwere, aber schöne Pflicht zu erfüllen. Er tut es mit Freuden, und es bekommt ihm sehr gut. Der Junge ist wie von Eisen."

„Er könnte sich doch wenigstens einen Inspektor halten."

„Jawohl, das könnte er. Aber die tüchtigen Menschen sind dünn gesät und noch dünner aufgegangen. Ehe er sich mit einem schlechten Beamten herumärgert, tut er selbst die Arbeit."

„Ich würde an deiner Stelle doch darauf bringen, daß er sich nicht zuviel zumutet. Sein Herz ist doch nicht ganz taktfest.

„Ach, du spielst auf den Unfall an, der ihn bei der letzten Uebung vom Pferde warf und seiner militärischen Laufbahn ein jähes Ende bereitete? Ja, Kind, das hat mir damals auch Kopfschmerzen bereitet, daß sein Herz nicht ganz in Ordnung sein sollte. Wer weiß, was das gewesen ist? Ich meine, auch ein Stabsarzt kann sich irren. Ich habe auch unter der Hand Erkundigungen eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß die jungen Offiziere die Nachricht von einem bevorstehenden Kriege mit Rußland sehr energisch geleugnet hatten. Und du weißt doch, daß Wolf ab mit Alkohol über die Schnur gehauen hat. Nein, Kindchen," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „darüber mache ich mir keine Sorgen mehr. Wenn er nur sonst mit seinem Herzen in Ordnung wäre."

Hanna erröte. Noch nie hatte Tante Mathilde eine solche Anspielung gemacht. Sie hätte sie gern durch eine lustige und schelmische Antwort zurückgewiesen, aber ihr fiel in diesem Augenblick nichts ein. Ganz beklommen fragte sie: „Was fehlt ihm denn?"

Frau Stutterheim seufzte tief auf. „Ach viel, mein Kind. Du bist mit ihm so befreundet, daß du nicht darüber sprechen wirst."

„Nein, Tantchen, gewiß nicht."

„Na, dann will ich es dir erzählen. Du bist ja sehr klug und kannst mir vielleicht einen guten Rat geben ... Höre zu: Wolf hat sich in ein Mädchen verliebt, das ich nicht gern zur Schwiegertochter haben will."

„Ach, wieso nicht, Tantchen?" entfuhr es Hanna. In demselben Augenblick kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie sich durch die Heftigkeit, mit der sie die Worte hervorgestoßen hatte, verraten hätte.

„Das wirst du gleich hören. Das Mädchen ist ganz großstädtisch erzogen, hat gar keinen Sinn für Landwirtschaft und, was noch schlimmer ist, keine Neigung für den Beruf eines Landwirts. Er liebt sie mit allen Fasern seines treuen Herzens und ist tief unglücklich, weil ihn diese Liebe in einen schweren Konflikt schwerer Pflichten bringt. Stelle dir mal vor, Hanna: Ein Mann, der bei seiner Frau nicht das geringste Verständnis für die Pflichten seines Berufes findet! Er muß doch schwere Bedenken tragen, solch ein Mädel trotz der größten Liebe an sich zu fesseln. Ich empfinde es in solcher Zeit als seine Mutter schon so schwer, daß ich ihn nur zu den Mahlzeiten sehe, und stelle mir das für eine Frau, die ihren Mann liebt, noch viel schwerer vor."

„Liebt sie ihn denn?" fragte Hanna leise.

„Mein Kind, das weiß ich nicht. Sie muß es doch merken, daß er sich um ihre Zuneigung bewirbt. Trotzdem bringt sie es fertig, ihm zu sagen, daß sie nur für Musik und Theater schwärmt und nur in der Stadt leben will. Wenn sie ihn richtig liebte, würde sie ihm das nicht sagen. Ob sie nicht doch ja sagen würden, wenn er sie vor die entscheidende Frage stellt, weiß ich nicht. Aber das geht mir wider den Strich. Mein Junge verdient eine Frau, die ihn aus tiefer, herzlicher Liebe nimmt. Dann mag sie meinetwegen für die Landwirtschaft gar keinen Sinn haben; er ist Mannes genug, um die Hilfe einer Frau entbehren zu können; aber die Liebe muß vorhanden sein, die große, ehrliche Liebe, ohne die es keine rechte, heilige Ehe gibt."

Sie schwieg einen Augenblick still und sah auf das Mädchen zu ihren Füßen, das den Kopf gesenkt hatte und mit den Fransen der Stuhldecke spielte. „Sag mal, mein Kind, habe ich nicht recht?"

Hanna nickte ein paarmal mit langsamer Kopfbewegung. „Ja, Tantchen." Ihre Stimme klang traurig und bebte leise. „Aber das Mädchen kann doch nichts dafür, daß Wolf sich in sie verliebt hat. Und sie kann doch nicht eine Liebe heucheln, die sie nicht empfindet! Sie kann auch nicht aus ihrer Haut fahren, wenn sie so erzogen ist, daß sie nur für andere Dinge Sinn und Verständnis hat." Sie hob den Kopf und sah der alten Dame frei ins Gesicht. „Sag mal, Tante, du bist doch eine erfahrene Frau, woran erkennt man eigentlich die richtige Liebe? Ist es wahr, daß man keine Ruhe hat, daß man immerfort an den Mann denken muß und gar keine anderen Gedanken hat, als an ihn, daß man alles andere über ihn vergißt? Ist das wahr?"

(Fortsetzung folgt.)

— Wörtlich zutreffend. Mögen die Feinde auch über die Deutschen spotten und höhnen, ihr U-Boote geben darauf immer eine „treffende" Antwort.

— Vom Kasernenhof. Feldwebel: „Was sind Sie im Zivil?"

Soldat: „Banktassierer, Herr Feldwebel."

Feldwebel: „Da müßten Sie aber die Griffe besser kennen."

— Durch die Blume. „Sagen Sie, Herr Doktor, wie fühlten Sie sich bei den Kannibalen? Die geselligen Verhältnisse müssen wohl recht unangenehm sein?"

„Jawohl; man kommt dort zu leicht in den Mund der Leute!"

— Ein liebevoller Vergleich. Ein Verwundeter, der aus dem Felde heimgekehrt ist, erzählt seiner Familie von den Schrecken des Krieges: „Wenn die Granaten zischten und die Kugeln pfiffen, dachte ich immer an euch. Mir war es, als wenn Herta mit ihrem Bräutigam vierhändig spielte und du und die Lene dazu sangen..."

Ihre Heimkehr.

Skizze von Ella Streiff.

Früher hatte sie den Fahrstuhl bis zum fünften Stock des eleganten Hauses benutzt, wenn sie die Schneiderin in ihrem Atelier besuchte. Heute flog sie die vielen Treppenstufen zu Fuß hinauf und fühlte, wie ihr das Blut siedend heiß in die weißen Wangen strömte.

Vor der weißen Tür mit dem Kärtlein hatte „Adele Kurzius, Malerin," stockte sie und legte einen Augenblick die Hand auf das stark klopfende Herz. Bald ein Jahr lang hatte sie nicht mehr vor dieser Tür gestanden, nichts gewußt von der, die dahinter wohnte, nichts gewußt von ihm, dessen Namen sie trug, und von dem sie zuerst eine kopflose Flucht ... dann der Krieg getrennt hatte.

Ein fester, schwerer Schritt, die Tür öffnete sich und wäre beinahe vom raschen Luftzug wieder zugeschlagen. Oder war es nicht der Wind? ... Unwillkürlich streckte die junge Frau die Hand aus ... hielt das Holz fest ...

„Entschuldigen Sie ... es zieht, gnädige Frau," sagte eine Stimme vor ihr, „die Glasscheiben sind teilweise auf im Atelier."

„Adele," sagte Maria erschrocken, „nicht so ... nein."

Sie stand jetzt in dem schmalen Korridor, ohne aufgefordert zu sein, näher zu treten. Ihr Blick forschte in dem steinernen Gesicht der Malerin, suchte die weiße, große Malschürze zu durchdringen, die das Kleid vollständig umhüllte, klammerte sich fest in den grauen, hellen Augen, die ganz die des Bruders waren.

Nun war die Korridortür wenigstens zu, und Adele hob steif und schwer den Arm, ehe sie ihrem unerwarteten Besuch in das Atelier vorging.

„Bitte" ...

Die junge Frau blieb mitten in dem grellen Nordlicht des Maienmorgens stehen. Das Blut war schon wieder aus ihrem Gesicht gewichen. Schneeweiß sah es aus, unglaublich jung und verängstigt. Und schmal ... krankhaft schmal ... trotz aller Lieblichkeit.

„Adele," bat sie flüsternd „sprich doch. Fühle doch, was aus mir geworden ist. Als ich damals im Juni mit Papa die unbedachte Reise tat, von ihm in meinem Trotz und Ungehorsam gegen Heinz bestärkt, ahnten wir doch nichts vom Krieg. Jeder lachte über die Möglichkeit. Ihr auch ... sicher! Nur Onkel William in New York sprach sofort davon, als wir kaum eine Stunde bei ihm waren. Aber Papa lachte auch, sprach immer wieder von meinem Recht ... Du kennst doch Papa, Adele! Weil er ein ganz anderer Mensch ist wie Heinz, konnte er ihn nicht verstehen. Ach, das weißt du ja alles! Dann ... dann ... ach, erlaß mir das Schreckliche, als ich nicht fortkonnte, durfte .... sag nur das eine ... er lebt .... nicht wahr ... er lebt doch ..."

Das große, robuste Mädchen in dem weißen Malerkittel stand unbeweglich. Sie hatte Pinsel und Palette wieder genommen, und sah nicht mehr in das weiße Frauengesicht. Immer auf denselben Punkt in ihrem halbfertigen Bild starrte sie, immer auf die im Lenzwind flatternde Birke der Frühlingslandschaft ...

„Wir hatten immer noch Verbindung mit Amerika, und es sind neun Monate Krieg," sagte sie hart. „Das ist eine Ewigkeit für einen gemarterten Menschen, der immer noch hoffte und wartete auf dein Wiederkommen, auf ein Wort."

„Adele!" schrie die junge Frau auf. „Ich habe geschrieben ... im September schon ... keiner wußte davon, aber ich habe geschrieben."

Die Malerin zuckte mit den Achseln.

„Es ist nichts angekommen. Es wäre sonst an die Feldadresse meines Bruders weitergegangen. Aber ... was ... sind Briefe ..."

Maria stand immer noch. Sie hätte sich gerne irgendwohin gesetzt, weil sie fühlte, wie ihr die Füße den Dienst versagten. Aber die Schwägerin dachte gar nicht daran, ihr einen von den niedrigen, weiß lackierten Stühlen hinzuschieben. Wie die verkörperte Feindseligkeit stand sie vor ihrem Bild und tuschte dran herum ... lauter rote Pinselstriche in lichtgrünes Laub ...

„Adele ... zuerst war ich krank, glaube mir das doch. Man brachte mich ans Meer, wo Onkel seinen Sommersitz hat, behandelte mich immer noch ganz wie das frühere Kind. Papa am allermeisten. In meiner Krankheit fiel mir allerlei ein, woran ich früher nicht gedacht, ... kam ... kam auch die große Sehnsucht nach Heinz ... und .... und daß ich eigentlich doch ... doch mehr auf ihn hätte hören müssen, als auf Papa. Meine Cousinen lachten mich aus ... ach ... das sind alles unsere Feinde, ebenso schlimm wie die Engländer. Adele, und Heinz war deutscher Offizier, ich habe oft nicht ein noch aus gewußt mit mir und meiner Not und Hilflosigkeit. Ich merkte zu spät, daß ich das deutsche Blut meiner Mutter hatte und ihr Herz voll Sehnsucht ... Schwäche, das merkt auch an dieser Schwäche Herb damals. Erbsch das doch, Adele! Hilf mir doch ... ich ... ich bin ja ... nun wiedergekommen ... wie durch ein Wunder endlich wiedergekommen nach einer entsetzlichen Reise voll Not und Verstellung durch die Kriegswirren ... und ... und ganz allein. Noch im Reisefieber bin ich ... sich das doch ..."

„Ja," sagte die Malerin, indem sie sich umwandte und flüchtig das graue Jackettfleid betrachtete, den zarten Körper ...

Und nun ... ch sie fühlte, wie ihre Härte wehtat ... nun neigte sie sich und schob von dem nächsten Sitz einige Bücher und Stuhlunterlätter, daß sie polternd auf die Diele fielen.

„Setz dich doch ... ich ... ich hatte zu sehr den Glauben an dich verloren. Du warst gar nicht mehr auf der Welt ..."

Die junge Frau saß und hob schon wieder die Hände.

„Und ... und Heinz?" fragte sie flüsternd.

„Er lebt."

Maria weinte. Das lautlose Weinen durchschüttelte den Leib wie ein Sturm, der befreit.

Jetzt war die Malerin doch näher gekommen. Sie stand vor der jungen Frau, und beinahe unbewußt, wie mütterlich, strich die Aeltere über das wirre, blonde Haar, das so kraus und hell unter dem kleinen, schwarzen Hut hervorwollte ...

„Also liebst du ihn doch, Maria?"

Im selben Augenblick fühlte sie sich umklammert und festgehalten.

„Wäre ich sonst wiedergekommen? Ich bringe nichts, wie mich; habe nichts weiter und will nichts wie ihn; darum sage mir endlich, wo er ist, im Osten oder Westen ... sein altes Regiment ist beinahe aufgerieben, ich las es, aber ich wagte nicht, anzufragen, ich schrieb an dich, an Heinz nach unserer Wohnung, ich bekam nie Antwort."

„Ich ... wir haben wirklich nie einen Brief von drüben bekommen," sagte die Malerin leise. „Und .. und es ist beinahe wie Gottes Fügung, Maria, hör mal zu, ich habe dich ja nun lange genug gequält, und ... und du bist wohl wirklich eine andere, Kind! Heinz war schwer verwundet, lag lange im Lazarett, er ist ein tapferer Mensch und hat die gute Natur unserer Familie. So kam er durch, wurde wieder gesund und felddienstfähig gottlob. Sein altes Regiment ist zerstreut, ja, du hast du recht, mit Ehren bedeckt liegen meines Bruders Kameraden im Feindesland, aber seit einigen Tagen hat Heinz eine neue Kompagnie, es sind frische Truppen, die hier in der Nähe von Berlin ausgebil ..."

Sie konnte nicht aussprechen, denn die junge Frau hatte sich haltlos gegen sie gedrängt, den Kopf gegen sie gedrückt, den Mund vor ihren Lippen.

„Er ist mir nicht weit? ... Ist uns nahe ... um Gottes ... willen, Adele, was ... sagst ... du ... mir .... da?"

Da hielt die Aeltere die Jüngere fest. Stark, tröstlich und ganz und gar versöhnt.

„In Grüna, ich wollte heute zu ihm, der Mai blüht so schön, und da draußen sind wohl gute Motive für mich, schreibt Heinz. In wenigen Tagen geht das Regiment wieder hinaus ... es ... ist wirklich wie ein Wunder, Maria."

„Nimm mich mit, ach nimm mich mit!" Wie ein Kind es tut, so schluchzte die junge Frau es heraus.

Da lächelte die Malerin. Das harte Gesicht wurde weich und schön.

„Ach nein, da mußt du wohl schon allein hin, meine Motive eilen nicht, und du wirst schon den Weg finden in das märkische Dörfchen mit den vielen Soldatenquartieren."

* * *

Sie hatte sich ein weißes Kleid gekauft, und die Schwägerin hatte ihr rosenrote Apfelblüten daran gesteckt, die in einem Glase des Ateliers gestanden.

Und nun saß sie im Zuge, und fuhr ein gutes Stündchen durch Mai und Blüten, die Hände im Schoß zusammengepreßt und ein ganz hilflos Zerren in der Brust.

„Grüna!" rief draußen der Schaffner auf dem kleinen Bahnsteig, als der Zug wieder hielt.

Maria sprang empor, sah eine hohe, grüne Hecke vor sich, Blütenbäume und weite Wiesen. An dem Wärterhäuschen Soldaten, feldgrau, oh, so viel Soldaten. Dann ein paar Kinder, barfüßig, eine Landfrau mit dem Tragkorb auf dem Rücken, dicht neben sich eine alte Dame, die auch mit dem Zug aus Berlin gekommen war, und der ein blutjunger Mensch im Kriegsrock wild in die Arme stürzte: „Mutter!"

Wie furchtsam ging die junge Frau dem Menschenstrom nach, die hohe Steintreppe hinunter auf eine Landstraße, in der Häuser standen, kleine, weiße, niedrige mit Nummern.

Straßennamen gab es gar nicht, nur Nummern in dem Dorf. Und Obstbäume, viele blühende Obstbäume, und ein Kirchlein, vom Friedhof umgeben, bei dicht Rosenbüsche hatte, und Bänke, viele Bänke an jedem Stein.

An den Türen der Häuser mit Kreide die Regimentsnummer geschrieben, die Kompagnie und manch Mann im Quartier lagen.

Und da, ja, da war auch die Nummer, die ihr Adele beschrieben hatte. Ein kleines, weißes Haus, eine Klingel in der Tür, Steinerne Fliesen im Flur mit Sand bestreut.

Links eine Tür, rechts eine Tür, geradeaus eine Tür. Maria stand zaghaft in der Dämmerung und hörte. Die nächste Klinke, die vor ihr war, drückte sie nieder und fand in einem großen Hof, den Stallgebäude umrahmten. Ein Hund stand an seiner Kette, ein Scheunentor stand geöffnet, in dem ein Soldat Stroh und Decken ordnete, und nun kam von irgendwo eine Frau mit hochgeschürztem Rock und blauer Schürze.

„Wo woll'n Sen hin?" fragte die kurzerhand und setzte ihren Eimer mit Viehfutter dicht vor die Füße der jungen Frau.

„I ... och bitte, wohnt hier nicht Hauptmann Kurzius?"

„Det tut er," sagte die Frau, und blickte mit wachsender Neugier auf das weiße Sommerkleid. „Wat woll'n Sen von'n?"

Ueber das Gesicht Marias flog helles Rot.

„Es ist ... mein Mann, und ... und ich möchte ihn besuchen."

„Ach sooo," staunte die Landfrau. „Hat er mich ja jar nischt von jesacht! Denn können Se ja man einstweilen in seine Schtube jehn, bis er mit de Kompagnie zurück is. So um fünfen, sechsen rum, wer'n se woll von die Schießplätze kommen."

Sie lief geschäftig voraus, durch den Flur, öffnete eine Tür und ließ die Fremde eintreten.

„Is ja man einfach bei uns, sehn Se, aber unse beste Schtube hat der Herr Hauptmann, sind er sehr fein, hat'r jesacht ... können sich ruhich setzen, ich wisch immer noch nach, so Soldatens bringen viel Dreck in de Schtube ... nee, nee, is alles sauber auf meine Schtühle, Frau Hauptmann."

Aber sie wischte doch noch mit ihrer Schürze darüber hin, ehe sich Maria setzte.

Das gutmütig, harmlose Plaudern dieser Quartierwirtin tat ihrer großen Erregung gut. Ganz still und scheu saß sie da und blickte sich erst um, als die Frau wieder auf den Hof und zu ihrer Arbeit gegangen war.

An einem Kleiderriegel hing ein feldgrauer Rock, ein Mantel, eine alte, vertragene, von Wind und Wetter gedunkelte Mütze.

„Heinz," sagte die junge Frau zitternd.

Langsam stand sie auf und preßte einen kurzen Augenblick das Gesicht in das graue Tuch.

Und sie wartete, lauschte, und das Zittern in ihrer Brust wurde immer stärker.

Vor dem kleinen, mit einer durchsichtigen Scheibengardine verhüllten Fenster trabten allerlei Soldaten vorbei, Pferde, Karren, ein Reiter...

Der Reiter hielt vor dem Häuschen an, ein, zwei Burschen daneben, die ihm Zügel, den Säbel abnahmen, Stimmen, ein kurzer Befehl, dann ein Klingeln der Haustür, schwere, müde Schritte ...

Maria war aufgesprungen und hielt sich jäh an dem Tisch fest, vor dem sie saß.

Nun drückte die Klinke nieder, nun ... es war beinahe wie ein Zurücktaumeln in dem Manne, der da eintrat. Der Bursche hinter ihm legte ganz erschrocken und hastig den Säbel aus der Hand und machte wieder kehrt.

Nur der Hauptmann blieb da. Rufen wollte er, ein Wort sagen, die Stimme versagte ihm. Aber sein armer, kaum genesener Kopf konnte wohl noch nicht sofort daran glauben, daß die weiße Gestalt wirklich Maria war ... sein Weib.

„Heinz" ... sagte sie scheu, mit ausgestreckter Hand ...

Da begriff er. Seine Hand hob sich auch, schwer, zögernd noch ...

„Heinz," sagte sie da noch einmal, „es ist Krieg, man hat mich nicht zu dir übers Meer gelassen, und auch meine Briefe kamen nicht zu dir. Nun gelang's mir doch .. ich bin da, Heinz ... und Adele ... Adele schickt mich her."

Sie stotterte furchtbar. Unverwandt sah er sie an, ein Zucken in dem hageren Gesicht, als ob er nicht an sein neu geschenktes Glück zu hoffen wagte.

Hatte sie oder er zuerst die Arme gehoben? Sie wußten es beide nicht. Nur, daß sie sich festhielten, sich küßten, mit Küssen, wie nie zuvor, eins, Mann und Weib ...

— Pflichterfüllung. Professorsfrau: „Aber Mann, wie kommst Du denn nach Hause? Du bist ja vollständig betrunken."

Professor der Wetterkunde: „Ich habe Nebel vorausgesagt und mein Wort muß ich halten."

Die Stadt der Festungsfaust.

Ragusa als Handelsemporium und Kulturzentrum.

Unweit Ragusa, in Dalmatien, in der durch geschichtliche Erinnerungen besonders anziehenden Küstenstadt nordwestlich Kattaro, ist der italienische Kreuzer „Giuseppe Garibaldi" durch einen Torpedoschuß versenkt worden. Diese Stadt, die in die neueste Zeit hinein das Haupt einer kleinen, aber als Handelsemporium und Kulturzentrum gegen die wilden Balkanvölker Serbiens und der montenegrinischen Berge, die einst wie heute nur von Raub und Plünderung lebten, mächtigen Republik, ist eine der beachtenswertesten Dalmatiens, sicher freilich, wie das ganze österreichische Küstenland des Adriatischen Meeres, für den großen Strom der Südlandfahrer noch nicht richtig „entdeckt." Sie ist heute besonders interessant durch ihre alten Befestigungen, die noch heute wie nirgends in Dalmatien wohl erhalten sind und einen „steinernen Gürtel bilden, der an Festigkeit und strategischer Anlage bewundernswert" ist.

Die ganzen Werke werden beherrscht von dem gewaltigen Turm Menoetta, einem stark kasemattierten Fort mit doppelter Einfassung, das von Michelozzo Michelozzi erbaut ist. Andere turmartige Forts sind das von S. Lorenzo, auf einem in das Meer vorspringenden schroffen Felsen gelegen und eine uneinnehmbare Wehr nach der See- und Landseite hin bildend; das Fort Levrono, 1539 von dem Ingenieur Doria zum Schutze des Hafens und der Straße von Breno errichtet, und das Fort Margheritha, im 16. Jahrhundert durch Saporoffo Matteucci aufgeführt. Sie alle bilden mit anderen Mauern und Türmen ein geschlossenes Ganzes, einen durch alle Jahrhunderte hindurch verstärkten Festungsgürtel, an dem schon früher so mancher Angriff zerschellte — für Venedig war die Rivalin Ragusa stets ein Dorn im Auge — und wo auch heute ein italienischer Flottenangriff elend scheitern würde, wenn man drüben auf der krampfhaften Suche nach „Taten" so eine Dardanellenexpedition im Liliputstil ernstlich riskierte. Aber der versenkte Kreuzer irrte wohl nur auf einer „Rekognoszierungsfahrt" in der Nähe des schönen Ragusa umher. ...

Bei einer Beschießung der Stadt wären hier freilich manche hochbedeutende Kunstwerke gefährdet. Da ist von profanen Bauten der Palast zu nennen, den einst die Republik Ragusa für ihre Dogen, die hier „Rettoren" hießen, errichtet hat. Der erste, schon im 14. Jahrhundert entstandene Rettorenpalast ward am 9. August 1435 durch Feuer zerstört; an dem Neubau haben der Neapolitaner Onofrio Onosiforo di La Cava, Michelozzo Michelozzi und der Künstler des herrlichen Domes von Sebenico, Georgio Orsini; geschaffen und ihn zu einem „Juwel der Profanarchitektur im Stil der Frührenaissance mit gothischen Anklängen" gestaltet. Ragusa ist aber auch eine Stadt der monumentalen Brunnen, deren melodisches Plätschern die Ragusaner Nächte schon für manchen dalmatinischen Poeten sonettfähig erschienen ließ, und die Stadt der berühmten Kirchenschätze. Die Erbauung der bedeutendsten Ragusaner Kirchen fällt merkwürdigerweise erst in die Barockzeit; unter ihnen ist die bedeutendste die an Stelle der alten Domkirche, die ein Prachtbau aus dem Beginn des Mittelalters war, nach dem Plane des Andrea Ruffulini von Urbino errichtete dreischiffige Barockkirche S. Maria Maggiore, die vor 200 Jahren der Kultur übergeben wurde.

Trotzdem sind aus der früheren Zeit, da Ragusa unter dem besonderen, leider politisch meist wertlosen Schutze der Byzantiner stand, manche wertvolle ältere Bilder erhalten, die mit ihren Figuren von strenger Zeichnung auf Goldgrund und mit den Frührenaissancerahmen die lange Dauer älterer Stilrichtung verraten. Besonders bemerkenswert ist der Domschatz von Ragusa, der zu den reichsten Kirchenschätzen Dalmatiens gehört. Ein Naturdenkmal seltener Art schließlich sind halbwegs zwischen Ragusa und Slano die Platanen von Trestino, unter denen mehrere hundert Menschen rasten können; daß es nach Heinrich Noé nirgends so schöne Oelbäume und Oleander als in der Ragusaner Landschaft gibt, mag nebenbei auch erwähnt sein.

Im Kriege von 1870—71 kamen im deutschen Heer allein über 70,000 Fälle von Unterleibstyphus vor.

Das britische Eisenbahnsystem in Nigeria, Westafrika, erstreckt sich jetzt nahezu 800 Meilen ins Innere hinein.

Der ökumenische Patriarch von Byzanz führt den etwas anspruchsvollen Titel „Seine göttliche Allheiligkeit".

Die erste deutsche Redakteurin war Therese Huber, die von 1819 bis 1829 das Cottasche „Morgenblatt" leitete.

Die österreichische Armee erhielt Uniform erst 1729 und da auch nur zunächst für die Kavallerie.